

Repressive Harmonie.

Das Lob der Provinz als regressive Antwort auf die Zumutungen der Moderne

Thorsten Mense

Zusammenfassung:

Das Lob der Provinz ist eine Flucht vor der Moderne und ihren Zumutungen, in der sich der Wunsch nach Freiheit in ihr Gegenteil verkehrt.

Desillusionierte Bürgerkinder in der Großstadt träumen vom Eigenheim im Grünen, die »Landlust« ist die auflagenstärkste Publikumszeitschrift und Influencerinnen erreichen auf Instagram hunderttausende mit kitschigen Fotos vom #Landleben. »Dem Dorf gehört die Zukunft«, da ist sich auch der Leiter des Berliner Zukunftsinstituts sicher, und er kann sich vom Heimatboom der letzten Jahre bestätigt fühlen. Durch die Pandemie wurde die bürgerliche Sehnsucht nach der Idylle des friedlichen und freien Landlebens nochmals verstärkt.

Jene Idylle ist freilich ein verklärtes Bild, was von Beginn an nur als bürgerliche Projektion existierte. Schon zur Zeit der Romantik hatte es mit dem harten bäuerlichen Leben kaum etwas gemein, und auch heute denkt niemand dabei an die Tristesse der abgehängten Orte, fehlende Infrastruktur und repressive Sozialstrukturen. Als Mythos aber waren das Landleben, die schöne Natur und die eigene Verbundenheit mit (wohlgemerkt nicht Abhängigkeit *von*) ihr, stets wichtige Pfeiler deutscher kollektiver Identitätskonstruktion. Sie waren die Grundlagen deutscher Heimatkonzeption, die sich als Teil der Gegenauflärung im 19. Jahrhundert herausbildete und gegen die Moderne in Stellung gebracht wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde diese Idylle in den Heimatfilmen zum imaginären Zufluchtsort für das Volk der Täter: Dort gab es keine zerstörten Städte, keine Kriegsschuld und keinen Zivilisationsbruch, und somit keinen Bruch mit der deutschen Identität, die durch Nationalsozialismus und Holocaust in Bedrängnis geraten war. Die Bilder haben sich geändert, doch der Mythos, und mit ihm auch der Kitsch, lebt fort. Dahinter steht die Sehnsucht nach Naturverbundenheit, Authentizität und Ursprünglichkeit. Nach einem überschaubaren Ort, wo man sich kennt, die Welt noch in Ordnung ist und ich mein Lebensumfeld selbst gestalten kann, sei es die Renovierung des alten Bauernhauses oder das Rosenbeet im Garten. Was dem Bedürfnis nach Freiheit und Selbstbestimmung entspricht, und als solche *verkauft* wird, ist in Wahrheit aber ihre Negation, die freiwillige Einhegung ins repressive Kollektiv. Für #Landleben und das Lob der Provinz gilt, was Adorno über das Volksstück schrieb: »Die neue Geborgenheit, die da vorgestellt wird, explodiert und offenbart sich als Kleinhölle. Die heile Welt, von der die Ideologie faselt, [...] ist die des vollendeten Unheils, die Volksgemeinschaft der Kampf aller gegen alle.«

Das Idyll, das in diesen Vorstellungen von Heimat und Landleben steckt, ist autoritär und aggressiv. Denn es geht einher mit einer regressiven Vorstellung von Gemeinschaft, die frei von Konflikten und Differenz ist, und in der die »natürliche« soziale Ordnung noch intakt ist. Man will die Entfremdung rückgängig machen, jedoch ohne die gesellschaftlichen Grundlagen anzutasten oder auch nur anzuerkennen, die für die Entfremdung ursächlich sind. Das »Zurück zur Natur« ist zudem vom Wunsch getrieben, die Illusion der Autonomie des (männlichen) bürgerlichen Subjekts aufrecht zu erhalten und den Mythos der Naturbeherrschung gegen die Realität zu verteidigen, in der ja gerade die Pandemie die Abhängigkeit des Menschen von der Natur offengelegt hat.

Die Harmonie, die hier gesucht wird, bedarf des Vergessens des gesellschaftlichen Ganzen und der eigenen Verstricktheit in die Verhältnisse. Und sie ist nur möglich durch die Unterdrückung von allem, was die Harmonie stören könnte. Diese Flucht vor den Zumutungen der modernen Gesellschaft ist somit auch eine Flucht vor dem beschädigten Selbst. Aber der Mythos von Heimat und Idylle zeugt auch von der Sehnsucht nach etwas, was im Dorfleben vergraben liegt, dort aber nur repressiv in Erscheinung tritt: wahres soziales Leben. Das ist es, was »von der Vernunft urbar gemacht, vom Gestrüpp des Wahns und des Mythos gereinigt werden« (Walter Benjamin) müsste.